

A person wearing a white apron over a dark long-sleeved shirt is holding a stack of several yellowed, handwritten letters. The letters are held in both hands, and the person's arms are visible. The background is a light-colored, textured surface.

CLAUDIA & NADJA
BEINERT

Revolution im Herzen

Die heimliche Liebe des Karl Marx

Roman

KNAUR*

Dr. Claudia Beinert / Nadja Beinert

**Revolution im Herzen
Die heimliche Liebe des
Karl Marx**

Roman

Über dieses Buch

Der historische Roman zum 200. Geburtstag von Karl Marx und gleichzeitig eine große Liebesgeschichte.

In Zeiten todbringender Armut und Ausbeutung muss sich Lenchen Demuth schon früh als Dienstmädchen verdingen. Im Haushalt der Familie Marx wird sie der jungen Ehefrau Jenny zur engen Freundin – und bald auch Vertraute des großen Philosophen Karl Marx. Fasziniert verfolgt sie seine Studien und erkennt bald, dass diese auch mit ihrem eigenen Leben zu tun haben.

Doch dann verliebt sich Lenchen rettungslos in Karl Marx. Als sie ein Kind erwartet, steht nicht nur ihre Freundschaft mit Jenny, sondern auch das Werk von Marx und Engels auf dem Spiel.

Mit tiefer historischer Kenntnis verweben die Beinert-Schwestern Fakten und Fiktion zu einem einfühlsamen Roman um eine geheime große Liebe.

Inhaltsübersicht

Widmung

Zitat

Personenverzeichnis

Stadtplan

Teil 1

Zitterhand!

Der Schachgeist

Dorothea aus Urweiler

Düster

Teil 2

Immer noch spüren

Schwur wegen Karl

Vernunft und Leidenschaft

Karls Schuld

Schatten aus Paris

Teil 3

Delirium furiosum

Dieser Herr Engels

Ein Gespenst geht um in Europa

Seine Hände

Teil 4

Komme, was wolle!

Sterne über London

Nur ein bisschen Honig

Da nannten sie mir Knotenpelz

Teil 5

Nackte Haut

Zerrissen

Ein Kind der Liebe

Teil 6

Ein Niesen

Vergessen

Lebenszeichen

Schmetterlinge

Einsamkeit

Mein Charley

Schuldig

Nachwort

Glossar

Bibliografische Hinweise

*Für unsere Oma E.,
die auch zum Dienen in die Stadt ging*

*Kein ärgrer Brauch erwuchs den Menschen als
das Geld! Es äschert ganze Städte ein.
Es treibt die Männer weg von Haus und Hof,
ja, es verführt auch unverdorbnen Herzen,
sich schändlichen Geschäften hinzugeben,
es weist den Sterblichen zur Schurkerei
den Weg, zu jeder gottvergessenen Tat!*

Worte des Kreon, König von Theben, in »Antigone«,
geschrieben von Sophokles (antiker griechischer
Tragödiendichter)

Personenverzeichnis

(Übersicht über die wichtigsten Charaktere, historische Persönlichkeiten sind mit einem Sternchen versehen)

Helena »Lenchen« Demuth* aus Sankt Wendel

Zitterhand, Kämpferin und Liebende.

Michael Demuth*, Lenchens Vater, genannt »Pabbi«

Er lehrt sein Lenchen das Vorausdenken.

Maria Katharina Demuth* (geborene Kreutz), Lenchens Mutter

Die Armut hat sie sehr verändert.

**Barbara*, Anna*, Katharina*, Peter*, Elisabeth* und Maria Demuth*,
Lenchens Geschwister**

Einzig Peter wird Lenchen überleben.

**Karl Marx*, Philosoph, Gesellschafts- und Wirtschaftstheoretiker und
Journalist**

Eine seiner größten Niederlagen erleidet er durch Lenchen.

**»Baronesse« Johanna Bertha Julie »Jenny« Marx*, geborene von
Westphalen, Ehefrau von Karl Marx**

Sehr bald wird es ihr an Kleidung und sogar an Nahrung mangeln.

Jennychen*, Laura*, Föxchen*, Musch*, Franziska* und Ellen Marx*

Die sechs der insgesamt sieben Kinder von Karl und Jenny Marx, die für Lenchen wie zu eigenen werden.

**Friedrich Engels*, Gesellschafts- und Wirtschaftstheoretiker,
Philosoph und Journalist**

Der Unternehmersohn kommt nicht von Karl los, genauso wie Lenchen.

»Baron« Ludwig* und »Baronin« Caroline von Westphalen* (geborene Heubel), Eltern der Jenny von Westphalen

Wollen nur das Beste für ihre Tochter. Karl Marx als Ehemann gehört zunächst nicht dazu.

**Edgar von Westphalen*, jüngster Bruder der Jenny von Westphalen
und Klassenkamerad von Karl Marx**

Er bringt Karl Marx mit in das Haus der von Westphalens, dort wird ihm Lenchen öfter begegnen.

Angela Steinbach*, Köchin im Hause der von Westphalens

Die unabhängige, ewige Jungfer.

Sophia Marx*, Schwester von Karl Marx

Glaubt, dass Dienstmädchen nichts von großen Gefühlen verstehen.

Dorothea aus Urweiler

Sie hat als Dienstmädchen ihr Glück in Trier gemacht – wenn man dem Geschwätz in Sankt Wendel glauben darf.

Naomi aus der Dean Street

Sie weiß, wie es ist, das Leben mit einem NEIN zu beginnen.

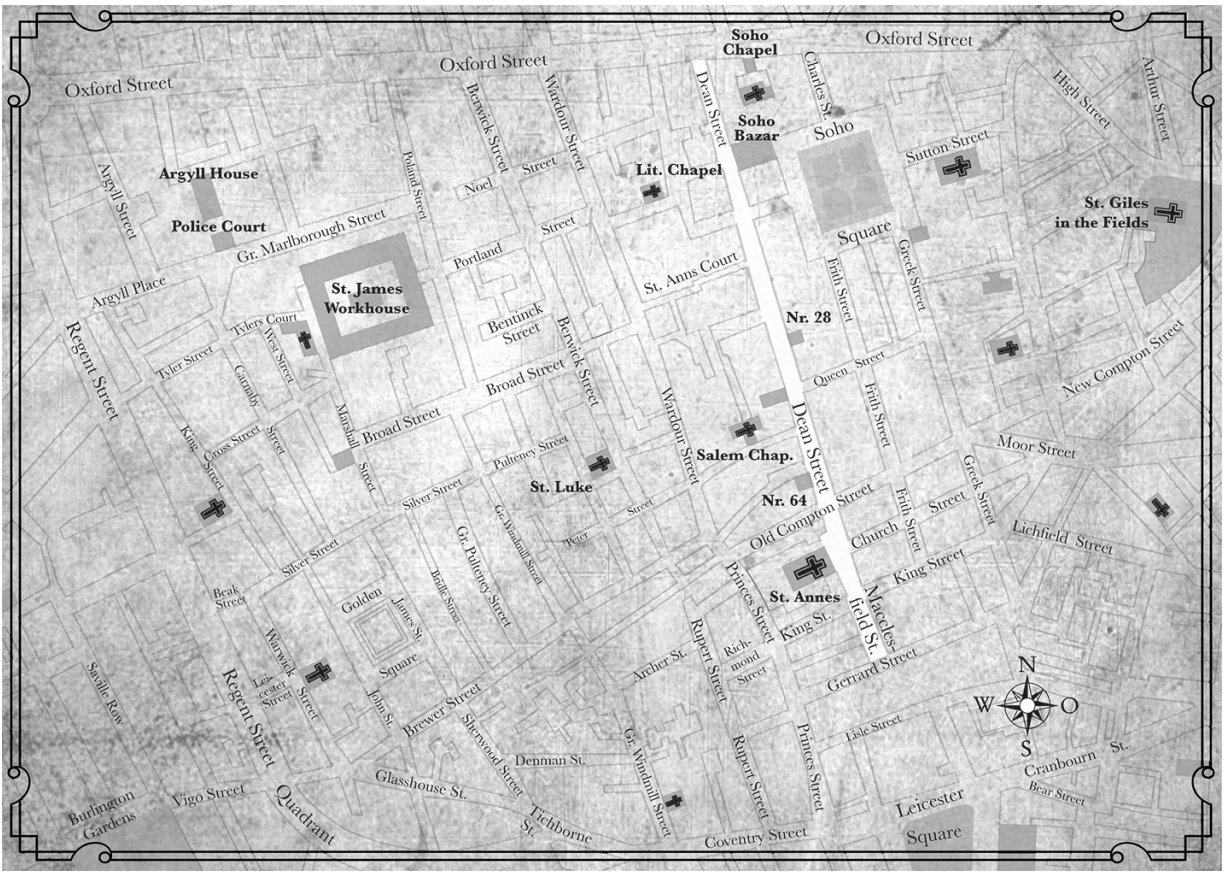
Gordon Price vom »Peterson's Coffeehouse«

Der Schotte macht den besten Bienenstich in ganz London.

Doktor Rooper

Er könnte Lenchen mit Freddy weiterhelfen.

Wegbegleiter der Familie Marx, darunter die Herren Hess, Weerth, Freiligrath, Wolff, Weydemeyer, Schramm, Blanc, Liebknecht und Born



Teil 1

London, 27. August 1850

Mein schwarzer König,

ich bin nie zärtlicher und sehnsüchtiger als von Dir berührt worden. Du ziehst brennende Furchen in meine Haut. So nah bei Dir fühle ich, alles überstehen zu können. Es ist wie im Traum: mit allen Sinnen gewollt, begehrt und geliebt zu werden. Durch Dich bin ich von Lenchen zur Helena geworden.

Vor Jahrhunderten glaubten die Menschen noch, dass die Erde eine Scheibe sei, bis einmal jemand über deren angeblichen Rand hinausfuhr und nicht herunterfiel. Alles ist möglich, wenn wir nur daran glauben. Alles ist möglich in unserer neuen Welt.

Du bist mir Licht geworden, obwohl unsere Geschichte damals auf dem Friedhof in Trier so düster begann. Ich nahm mir vor, Dich nie mehr wiederzusehen, so sehr hattest Du mich mit Deinem Blick in die Knie zwingen wollen!

*Und dennoch nannte ich Dich in Gedanken vom ersten Tag
an vertraut beim Vornamen, nicht »gnädiger junger Herr«,
wie ich es jahrelang mit Edgar hielt.*

Ob wir schon immer füreinander bestimmt waren?

*Ich taumele vor Freude und möchte am liebsten keinen
Moment mehr ohne Dich sein.*

Helena, Deine Erlöserin

Zitterhand!

Sankt Wendel, im März 1829

SEITDEM ICH VON den bösen Geistern in unserem Haus wusste, konnte ich kaum noch schlafen. Meine ältere Schwester Katharina sagte, dass Geister die unreinen Seelen Verstorbener seien. Seelen, dieses Wort, das die Erwachsenen so oft verwenden. Ich stelle mir unreine Seelen wie schwarze Wolken vor, gefüllt mit viel Dreck und so stinkend wie unser Ochse und die Kuh draußen im Stall, wenn tagelang nicht ausgemistet wurde.

Katharina wusste außerdem von der Mittelwelt, diesem Ort zwischen Himmel und Hölle, wo das schreckliche Fegfeuer, vor dem ich so viel Angst hatte, loderte und die Seelen nach dem Tod hinkamen. Dort gäbe es eine Leiter in den Himmel zu Gott, behauptete sie, viel breiter als die Leiter, die an unserem Heuboden lehnte, damit auch alle Seelen Platz darauf fanden. Bevor die Seelen dem Himmelreich entgegensteigen durften, mussten sie sich reinigen, wie wir Kinder der Familie Demuth es an Sonntagen im Holzzuber im Hof taten. Dermaßen gereinigte Seelen sind Geister des Segens. Sie tragen weiße Kleidung oder erscheinen uns gleißend hell.

Dreckige Seelen, die noch auf den ersten Sprossen der Leiter stehen, sind Geister der Hölle, die uns zur Sünde verführen. Sie tragen schwarze Kleidung. Letzte Nacht, Katharina hat es uns gleich nach dem Aufstehen erzählt, hatte ein schwarzer Geist ihre Wange berührt.

Wann immer ich seit dem Morgen daher einen Blick auf Katharinas Wange warf, konnte ich keinen klaren Gedanken mehr fassen. Meine Hände zitterten deshalb schon den ganzen Tag vor Angst, und mir war so schrecklich heiß, als befände ich mich bereits im Fegefeuer und nicht in der Stube unseres Hauses in Sankt Wendel. Wie sehr wünschte ich mir doch kaltes Wasser herbei. Wasser gegen meine Angst, gegen schwarze Geister und schwarze Wolken.

Ein Poltern holte mich in die Stube zurück, ich riss die Augen auf. Eine gelbe dicke Masse und Scherbenstücke bedeckten meine Schuhe. Sofort versteckte ich meine zitternden Hände hinter dem Rücken.

»Helena, was hast du gemacht? Das war unsere Kartoffelsuppe!«, rief Mutter erbost vom Tisch zu mir herüber. »Und die letzte irdene Schüssel! Erzähl bloß keinem, dass du bereits acht Jahre bist!« Meine Geschwister schauten mich mit großen Augen an. Sie saßen neben der Mutter eng um den Tisch mit dem Unschlittlicht herum, das wir jeden Tag bei Einbruch der Dämmerung anzündeten. Der Geruch dreckigen Rindertalgs war bis zu mir herüber zu riechen.

»Der Name ›Zitterhand‹ passt besser zu dir als Helena!«, schimpfte Barbara, meine älteste Schwester.

Ihre Worte machten mich sehr traurig. Zitterhand, so hänselten mich auch die Kinder anderer Tagelöhner und Ackerer aus Sankt Wendel, allen voran Hilga, die Tochter von Bäckermeister Klempe.

»Dein Ungeschick wird uns alle noch ins Grab bringen!«, sagte Mutter. Vor weniger als drei Wochen erst hatte sie Maria entbunden, seitdem waren ihre Augenlider rot. Mutter schlurfte zu mir herüber und schlug mir mit der flachen Hand auf die Wange.

»Aua!« Wir Kinder bekamen Mutters Zorn immer häufiger zu spüren. Uns alle hatte sie schon einmal geohrfeigt, wobei es mich wegen meiner Ungeschicktheit am häufigsten traf.

Ich wankte von der Heftigkeit des Schlags, während Mutter zurück zum Tisch schlurfte. In diesem Moment heulte Maria los. Mit ihrem blonden Haar und den abstehenden Ohren kam sie ganz nach Pabbi. Wir anderen fünf Kinder sahen dagegen wie Mutter aus, sagte unsere Nachbarin. Wir besäßen die gleich großen braunen Augen, Mutters hohe Stirn und ihr glattes Haar in der Farbe von Haselnüssen, die ich so gerne naschte.

Meine Hände hinter dem Rücken zitterten heftiger, als mein Herz schlug, so als schüttelte sie jemand Unsichtbares. Der Streichelgeist? Ich schaute zum Bild des heiligen Wendelin an der Wand über dem Esstisch, dem

einzigem Schmuckstück in unserer Stube. *Hilf mir, Heiliger, hilf mir, dass ich nicht immer zittere, und mache, dass der böse Geist verschwindet*, bat ich still.

Ein rauer Lappen klatschte mir ins Gesicht. »Steh nicht so nutzlos herum!«, verlangte Barbara. Ich glaube, mich mochte sie von uns Geschwistern am wenigsten. Seit der vergangenen Missernte reichte Pabbis Lohn nicht mehr aus, um uns alle satt zu kriegen, weswegen er auch den Feldknecht hatte fortschicken müssen. Seitdem übernahmen Katharina, die Zweitälteste, und ich tagsüber die Arbeit des Knechts auf dem Acker mit dem Roggen und den Kartoffeln. Ganz früh am Morgen, bevor es auf den Acker ging, zeigte ich Elisabeth, wie man Wäsche wusch und das Haus rein hielt. Solange Pabbi uns noch satt bekommen hatte, hatte ich Mutter im Haushalt geholfen.

Ich ging in die Hocke und begann, die Scherben aufzusammeln und die Suppe aufzuwischen. Mutter holte Brot und das letzte Stückchen Butter aus dem Vorratsraum. Die Butter roch herrlich süß, als sie an mir vorbeigetragen wurde. Ich wollte jetzt so gerne mit den anderen essen, aber stattdessen reinigte ich auf Knien den Boden. Wenn niemand guckte, nahm ich mit den Fingerspitzen die Kartoffelsuppe vom Boden auf und leckte sie ab.

Als ich das nächste Mal aufschaute, war auf dem Tisch nicht einmal mehr ein Brotkanten übrig. Meine Familie war dazu übergegangen, die letzten Pflichten des Tages zu erledigen. Mutter fertigte im Schein des Unschlittlichts

Bänder aus rohem Garn, die dann von Hausierern verkauft wurden. Die Bänder konnten als Kleiderschmuck oder zum Zusammenbinden der Haare verwendet werden. Am besten kamen sie an den Schuten zur Geltung, den großen, mit einer Krempe versehenen Damenhüten, wie sie von den Töchtern des Schultheißen getragen wurden.

Auch an diesem unglücklichen Abend setzte sich Barbara wieder zu Mutter und half ihr. Inzwischen sagten die Leute, meine älteste Schwester würde die besten Bänder in ganz Sankt Wendel fertigen. Sie arbeitete schneller und geschickter als Mutter, die immer öfter bei der Arbeit einschlief. Meine Schwester Katharina trieb das Spinnrad an. Peter, der nach Katharina geboren worden war, saß im Halbdunkel über seine Schreibtafel gebeugt und buchstabierte laut. Wann wohl Pabbi endlich nach Hause käme? Er kam oft als Letzter heim und verließ den Hof als Erster am Morgen. Als ich die Suppe fertig aufgewischt und den Lappen sauber gemacht hatte, ging ich in den Hof. Meine letzte Aufgabe des Tages war es, noch einmal nach unserem Ochsen und der Kuh zu schauen. Im Hof befanden sich die Scheune, der Abort und ein Gemüsebeet. Im Stall füllte ich den Wassertrog auf, warf frisches Stroh auf den Boden und hievte im Dunkel des Märzabends Eimer voller stinkender Scheiße zum Misthaufen beim Abort, direkt neben dem Kuhstall. Nur fort mit dem Dreck, der unreine Seelen anzog. Meine zitternden Hände beruhigten sich, je länger ich alleine war. Mutter würde es sicher gefallen,

wenn ich vom Haus in die Scheune zöge, war ich überzeugt und verlor eine Träne deswegen.

Ich stellte den letzten geleerten Eimer beiseite, ließ mich an der Wand des Aborts, einem kleinen Haus mit schrägem Dach, hinabgleiten und nickte weg.

Erst der Geruch rauchigen Honigs ganz nahe vor meiner Nase weckte mich wieder. »Pabbi!« Pabbis wie so oft gerötetes Gesicht war ganz nah bei meinem. Endlich war er da.

»Mein Lenchen«, sagte er und nahm mich auf den Arm.

Pabbi war sehr stark. Ich glaube, sogar stärker als unser Ochse, der die schwere Egge tagelang über den Acker zog.

»Warum bist du so spät noch draußen?«, fragte er.

»Ich habe wieder eine ...«, begann ich, stockte dann aber und lehnte meinen Kopf an seine Schulter. Wie schon zuvor beim Abendbrot den Geruch frischer Butter, sog ich nun Pabbis Atem ein. Er roch nach rauchigem Honig, was von seinem Kautabak kam. Schon öfter hatte Mutter versucht, Pabbi das Tabakkauen zu verbieten, weil er so hässlich und unkontrolliert, wie sie sagte, »braune Soße ausspie« und immer größere Stücke nahm. Oft gab sie erst dann auf, wenn er vortrug, dass ihn das lange wach hielt und seinen Hunger unterdrückte. Müde könne er schließlich kein Geld verdienen!

»Du bist ja ganz kalt«, bemerkte Pabbi, als er mir über die Wange strich und mich ins Haus trug. In der offenen

Herdstelle loderte noch Glut, es musste kurz nach Mitternacht sein.

Pabbi setzte mich auf die Bank am Esstisch und legte Holz nach. Er war immer in Bewegung, selten sah ich ihn ruhen.

»Warte kurz, Lenchen«, bat er und verschwand noch einmal nach draußen.

Zwei halb fertige Bänder aus dunkelrotem Garn, die auf dem Tisch lagen, fingen meinen Blick ein, und ich stellte mir vor, wie sie wohl in meinem Haar aussehen würden. Da stand Pabbi auch schon wieder vor mir. In der einen Hand hielt er seine Tabakdose und einen Spucknapf, in der anderen ein seltsames Kissen, das gerade groß genug für die Puppe war, die ich mir so sehr zum nächsten Geburtstag wünschte. Eine mit gelbem Kleid.

»Ich glaube, du bist schon klug genug dafür.« Pabbi deutete auf das Kissen, das ich noch nie zuvor gesehen hatte.

Ich und klug? Die Töchter von Bäcker Klempe schimpften mich strohdumm. Wer mit den Händen so zitterte wie ich, sei zu nichts zu gebrauchen, am allerwenigsten zum Denken! Einmal, als mir beim Wasserholen der gefüllte Eimer vom Brunnenrand fiel, war sogar mein Bruder Peter in ihre Hänseleien mit eingefallen. Seitdem holte ich das Wasser aus der Blies. Schon damals wusste ich, ohne Tränen zu weinen. *In mich hinein weinen* nannte ich das.

»Wofür klug genug?«, wollte ich wissen und strampelte vorfreudig mit den Beinen unter der Bank.

Pabbi legte Kissen sowie Napf ab und presste seinen Zeigefinger kurz auf die Lippen. Während er seine Tabakdose öffnete, zündete ich das Unschlittlicht auf dem Tisch an.

»Wofür klug genug?«, bohrte ich ungeduldig nach. Aber Pabbi riss erst einmal ein Stück von seiner Tabakrolle ab, kaute darauf herum und schob es sich dann in die rechte Backe. Genießerisch hob er das Kinn und schloss die Augen, wie wir Kinder es taten, wenn es Haselnüsse zu essen gab.

Endlich öffnete Pabbi die Augen wieder, ich schaute von ihm zum Kissen. »Ich mach ja schon«, flüsterte er. Sein darauffolgendes Lächeln legte seine dunkel verfärbten Zähne frei. Niemand lächelte mich liebevoller an als Pabbi, niemand sonst hatte mich lieb.

Pabbi deutete auf das Kissen. Darauf waren abwechselnd schwarze und weiße Kästchen aufgestickt. Vierundsechzig insgesamt, gemeinsam zählten wir sie eins nach dem anderen ab. Nie zuvor hatte ich so weit gezählt.

»Großmama hat es zu ihren Lebzeiten noch bestickt«, sagte Pabbi, ich konnte meinen Blick gar nicht mehr von dem Kissen nehmen.

Jedes der vierundsechzig Felder wurde entweder von vier weiß oder vier schwarz gestickten Linien umrahmt. Vier waren so viel, wie wir Löcher im Dach hatten.

Gemeinsam sprachen wir ein Gebet für Großmama im Himmel, an die ich mich nicht mehr erinnerte. Ich hoffte, dass ihre Seele nicht mehr so schmutzig war wie unser Ochse, sondern dass sie inzwischen eine weiße Wolke war.

Noch vor dem Amen lugte ich mit halb offenen Augen wieder zum Kissen. An einer der vier Kanten entdeckte ich eine Öffnung, in die Pabbi nun hineingriff und weiß bemalte Figuren herausholte. Es waren Figuren so lang wie mein kleinster Finger, die auf Zahnstochern steckten und denen die untere Körperhälfte fehlte. Eine nach der anderen legte Pabbi sie auf meiner Seite vor dem Kissen ab. »Ich habe sie selbst geschnitzt und bemalt.«

Ich betrachtete jede einzelne Figur fasziniert und fuhr mit dem Zeigefinger über die Schnitzspuren. Nie zuvor hatte ich etwas Schöneres gesehen. Pabbi breitete die gleichen Figuren, nur diesmal in schwarzer Farbe, vor seiner Seite des Kissens aus. Die größte davon nahm er auf.

Plötzlich hielt er inne, weil oben eine Tür knarzte, ich aber starrte nur auf die Figur in seiner Hand. »Wer ist sie?«, wollte ich ungeduldig wissen.

Als die Tür oben ein zweites Mal knarzte, atmete er erleichtert auf. »Das ist ein Er – der König und die wichtigste Figur«, begann Pabbi, leise zu erklären. »Nach ihm wurde das Spiel benannt. Es heißt Schach, nach dem persischen Wort ›Schah‹, was so viel wie Herrscher bedeutet.«

»Schach«, wiederholte ich beeindruckt, nahm den weißen König am Zahnstocher auf und drehte ihn zwischen Zeigefinger und Daumen. Pabbi war sehr klug, er sprach sogar Persisch.

»Schach zu spielen ist genauso, wie eine Schlacht zu schlagen, und wer den Gegner matt setzen kann, hat gewonnen.« Pabbi steckte seinen schwarzen König mit dem spitzen Stöckchen in eines der mittleren weißen Felder auf seiner Seite des Kissens. Die Grundlinie nannte er diese Kästchenreihe und forderte mich auf, es ihm gleichzutun. Mir kribbelte es in den Fingern, auch einen König in der Hand halten zu dürfen, es war ein freudiges Kribbeln, kein Angstgefühl. Ich wollte den weißen König auf das schwarze der zwei mittleren Kästchen meiner Grundlinie setzen, aber die Stöckchenspitze wollte nicht durch den Stoff gehen. Zwei Mal musste ich fester drücken, damit die Figur im Kissen Halt fand.

Pabbi nickte mir zu. »Gut gemacht, Lenchen.« Als Nächstes nahm er seine schwarze Königin auf, die wie der König eine Krone trug, und steckte sie neben seinen König. Der Zahnstocher hatte ein wenig Schiefelage auf dem Kissen, wie vom Sturm umgeblasen. Ich beobachtete Pabbis Tun sehr genau und setzte meine Königin neben meinen König. Danach kamen die Türme, die aussahen wie der dreiteilige Turm unserer Wendelinus-Basilika, und da waren auch noch die Pferde mit wallender Mähne und die Läufer mit der edlen Kopfbedeckung. Von den Bauern gab

es acht Stück. Acht waren genau so viel, wie ich Eimer Mist allabendlich aus der Scheune trug. Pabbi hatte den Bauern Kindergesichter geschnitzt. Einer sah wie mein Bruder Peter aus, fand ich. Die Bauern fühlten sich nicht wie totes Holz an. Im Gegenteil: Sie ließen meine Fingerspitzen kribbeln, als wäre Leben in ihnen, als berührten sie mich ihrerseits.

Bald standen alle Figuren auf ihren Plätzen. Ich war so gespannt, was als Nächstes käme. Pabbi spuckte braune Soße in den Napf und griff, um sich ein weiteres Stück Tabak zu holen, nach der Dose. »In einer einzigen Schachpartie gibt es mehr Möglichkeiten, die Figuren handeln zu lassen, als Sandkörner auf allen Äckern der Erde«, sagte er dabei.

Mir klappte die Kinnlade hinab. Allein die Körner auf dem Sandacker hinter dem neuen Friedhof draußen vor den Toren von Sankt Wendel waren so viele, dass vermutlich nicht einmal Peters Lehrer sie zählen konnte. Mit Pabbis Hilfe war ich heute Abend gerade einmal bis zur Zahl Vierundsechzig gekommen.

»Ein Schachspiel ist voller Ereignisse und überraschender Wendungen«, fuhr Pabbi fort. »Oft kann man durch viel Nachdenken einen Ausweg aus den schwierigsten Situationen finden.«

Ich hing weiter an Pabbis Lippen, auf denen noch Tabakschleim hing, und ich spürte sein Bein unter dem Tisch auf und ab wippen. »Es ist das Spiel der weisen

Voraussicht, in dem es um den Sieg des Hellen«, er deutete auf die vor mir aufgereihten weißen Holzfiguren, »über das Dunkle geht.«

Das Helle gegen das Dunkle? Die guten gegen die bösen Geister? Die weißen gegen die schwarzen Wolken? Pabbi nahm seinen schwarzen König und beugte sich über das Kissen hinweg zu mir herüber, sodass sein Honigatem mein Gesicht streichelte. »Für jede Figur gibt es eine Regel, wie sie sich auf dem Schachbrett bewegen darf, um die Schlacht auszutragen.«

Ich sog jede von Pabbis Erklärungen auf. »Der König darf sich immer nur um ein Feld bewegen, die zwei Türme gehen nur entlang der Geraden. Die Königin wandert geradeaus in alle vier Richtungen und auch diagonal. Diagonal bedeutet, dass sie auf ihrem Weg immer die zwei gegenüberliegenden Ecken jedes Feldes entlanggeht, Lenchen.« Pabbi zog mit dem Finger auf dem Kissen solch eine Diagonale und fügte hinzu: »Diagonal darf sie aber nur auf den Feldern mit derselben Farbe des Feldes, auf das sie zu Beginn des Spiels gestellt wurde, gehen. Die Königin ist die Figur mit der größten Kampfkraft.«

Das überraschte mich. In Sankt Wendel hätten die Männer das Sagen, die reichen Männer, sagte Mutter immer.

»Die zwei Läufer mit der edlen Kopfbedeckung bewegen sich nur diagonal«, fuhr Pabbi fort. »Die Pferde springen in gerader Reihe von ihrem Standpunkt aus in alle vier

gefährlichen Balanceakt und trifft den Sohn sogar heimlich. Der ist mittlerweile berühmt-berüchtigt und wird von seinen Gegnern als Satan bezeichnet – keine leichte Situation für eine Mutter, die fortan sogar um ihr eigenes Leben bangen muss.

Ein kluger und einfühlsamer Roman über Martin Luthers Mutter und ein ganz privater Blick auf den weltberühmten Reformator.

Über Claudia Beinert / Nadja Beinert

Dr. Claudia Beinert, Jahrgang 1978, ist genauso wie ihre Zwillingsschwester Nadja in Staßfurt geboren und aufgewachsen. Claudia studierte Internationales Management in Magdeburg, arbeitete lange Zeit in der Unternehmensberatung und hatte eine Professur für Finanzmanagement inne. Sie lebt und schreibt in Erfurt und Würzburg.

Nadja Beinert studierte ebenfalls Internationales Management und ist seit mehreren Jahren in der Filmbranche tätig. Die jüngere der Zwillingsschwestern ist in Erfurt zu Hause.

Besuchen Sie die Autorinnen unter:

www.beinertschwestern.de

www.facebook.com/beinertschwestern

Impressum

© 2018 der eBook-Ausgabe Knaur eBook

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Dr. Heike Fischer

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © Stephen Mulcahey / Trevillion Images

Stadtplan: Computerkartographie Carrle

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-44398-9

Hinweise des Verlags

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Wissen, was gelesen wird